

Reportage Kreis 5, Zürich, Drogenpolitik

© 2007 René Ammann, Zürich, ammann@zahlenwelt.net

Im Kreis drehen: die verfehlte Drogenpolitik der Zürcher im Industriequartier

Aha, das ist also das verrufenste Gebiet von Zürich. Solches soll man denken bei der Ankunft im Kreis 5, dem Industriequartier hinter den sieben und mehr Geleisen des Zürcher Hauptbahnhofes. Fettgedruckt und laut beherrschen die Nachrichten dieses Quartier, das neue "Drogenghetto", seit der Platzspitz, die einstige "Drogenhöhle der Schweiz", Anfang dieses Jahres geschlossen worden ist.

Die Schreckschüsse im Kopf beginnen mit ANGST, AUSNAHMEZUSTAND, mit DROGEN, NOT und NÖTIGUNG und enden mit der missionarischen Ereiferung der Stadtregierung von Zürich, verkündet auf Hunderten von Plakaten in der ganzen Stadt: "Der Kreis 5 lebt." So, als ob irgend jemand behauptet hätte, das gesamte Quartier Nummer 5 liege mit einer Atemlähmung darnieder und warte nur darauf, von jenen Prinzen und Prinzessinnen der Stadtregierung wachgeküsst zu werden, die ihm beinahe den goldenen Schuss gesetzt haben.

Selbstverständlich lebt der Kreis 5. Aber wie?

Wer ihn besuchen will und dafür als erstes die Stadtkarte ausbreitet, erlebt eine Überraschung. Das Gebiet ist nur über Brücken oder via Unterführungen zu erreichen. Vom Lauf der Gewässer und der Geleise in die Form einer Pfeilspitze geschnitten, liegt es isoliert in der Stadt. Die Hardbrücke, Teil der Stadtautobahn, die in Form eines Ypsilons geplant worden war in einer Zeit, als Nylonsocken, Bienenkorbfrisuren und Wohnungen mit Autobahnblick etwas Begehrtes waren, berührt die 218,45 Hektaren Quartierfläche nur mit den Pfeilern und den zwei Rampen.

So erleben Durchreisende diesen Teil Zürichs meist auf Stelzen: von oben herab. Im Kreis 5 Wohnende sehen von unten hinauf an den grünen Zürichberg mit seinen Villen, hinauf zu jener anderen Welt, in der die Männer nicht mit nacktem Oberkörper Strassen aufreissen und die Frauen wöchentlich ins Stretching gehen, um ihre Migräne zu lindern. Noch in den sechziger Jahren prügeln sich die Jugendlichen, die "Halbstarken" aus den Kreisen 5 und 6, unter der Kornhausbrücke, die das niedrig gelegene Arbeiterviertel mit dem höheren Angestelltenviertel verbindet. Heute treffen sich die beiden Klassen allenfalls in der Warteschlange vor den Kassen der Migros am Limmatplatz, dem Verkehrsknotenpunkt bei der Kornhausbrücke, wenn die Migros ein

Jubiläum feiert und aus diesem Grund auf alle Artikel zehn Prozent Rabatt gewährt.

Die Migros wurde 1925 im Kreis 5 gegründet. Mit ihrer Verwaltung Herdern und ihrem Zentrum am Limmatplatz ist sie sogar derart prominent vertreten, dass die Einwohner sagen: Es gibt zwei Milliardenunternehmen im Quartier. Die Migros und die Drogenmafia. Die gesunde Migros Schweiz, mit 51 200 Angestellten zweitgrösste Arbeitgeberin des Landes, erzielte vergangenes Jahr einen Umsatz von 14,8 Milliarden Franken. Der Drogenhandel in der Schweiz setzte im selben Zeitraum Rauschmittel für etwa 3 Milliarden Franken um, den grössten Teil davon in Zürich.

Für all die hart kämpfenden Arbeiterfamilien, die ihre Lebenszeit damit verbringen, jeden Franken zweimal umzudrehen, um sich selbst und ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen, ist nicht nur die Summe, die im kriminellen Drogenhandel verdient wird, ein Schock. Vielmehr sehen sie sich damit konfrontiert, dass sie ihre Kinder den Begleitumständen des Drogenhandels ausliefern müssen. Kindergärtner stechen sich eine Kerze in die Armbuege und spielen das, was sie täglich sehen: Fixen. Achtjährige Primarschüler werden zur Arbeit als Drogenkurier gezwungen mit der Drohung: Wenn du dieses Päcklein nicht dorthin bringst, töten wir deine Mutter. Vierzehnjährige Oberschülerinnen werden vor dem Limmatschulhaus von Freiern angepöbelt: Wenn du mir einen runterholst, zahle ich dir einen Hunderter. Und deiner Freundin auch. Jugendliche werden von Dealern zum Drogenkonsum verleitet, Männer und Frauen spitalreif geprügelt, bedroht, beraubt. Langjährige Quartierbewohnerinnen und -bewohner wagen sich nachts nicht mehr allein auf die Strasse, nehmen zur Schadensbegrenzung eine Fünziger- oder Hunderternote mit, um mögliche Überfälle körperlich unbeschadet zu überstehen, und nehmen, wenn sie nach zehn Uhr abends nach Hause kommen, zu ihrer Sicherheit ein Taxi.

Kaum etwas ist mehr geblieben von der Romantik des armseligen Industriequartiers, die der Schriftsteller Hugo Loetscher in seinem Roman "Die Kranzflechterin" Anfang der sechziger Jahre beschrieben hat; nicht die rührende Solidarität unter Werkträgern, nicht die gutmütigen italienischen Zimmerherrn in den blauen Überkleidern.

Die Wende kam vor etwa einem Jahrzehnt. Bis dahin hatte der Geruch ehrlicher körperlicher Arbeit das Quartier durchzogen. Im hinteren Teil des Viertels, stadtauswärts, wurden Seifen gesotten, Stoffe gefärbt und Maschinen gebaut. Im vorderen Teil, stadteinwärts, wohnten die Arbeiterfamilien in vier- oder fünfstöckigen Genossenschaftsbauten mit ihren Hinterhöfen und ihren Stangen zum Teppichklopfen. Der Tag begann am wachstuchbedeckten Küchentisch mit Brotstücken im Milchkaffee, und in die Flitterwochen war man auf der Vespa in eine billige Pension ins Tessin gefahren.

Wohlhabender und anspruchsvoller geworden, zogen viele Schweizer Familien fort ins Grüne und überliessen die billigen Wohnungen Menschen aus Italien, später Spanien, der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien, aus Sri Lanka und anderen Ländern. Insgesamt fanden Menschen aus 79 Ländern im Kreis 5 eine neue Heimat, eröffneten Thai-Shops und Kebab-Buden, italienische Lebensmittelläden und brasilianische Restaurants. Der Mix wirkte attraktiv auf die Schweizer Bohème, die es schick fand, beim Griechen, Italiener oder Koreaner essen zu gehen. "Multikulturell" wurde zum Schlagwort. Doch allein die Tatsache, dass im Quartier von 11 300 Bewohnerinnen und Bewohnern 5500 Menschen mit einem anderen Pass leben als dem schweizerischen, heisst nicht, dass es sich um eine multikulturelle Gesellschaft handelt. Eine multikulturelle Gesellschaft existiert, wenn überhaupt, nur dort, wo alle Menschen, gleich welcher Nation, dieselben Rechte haben.

Im Jahr 1988 konnte das Zürcher Stadtmagazin "Bonus" feststellen: "Die Szene hat sich definitiv angesiedelt." Gemeint war die Bohème. Allerdings war eine andere Szene im Kommen. Kurze Zeit zuvor hatte die Polizei die Drogenszene, die den Hirschenplatz in der Altstadt eingenommen hatte, vertrieben. Ein Freiraum bot sich an: der Platzspitz, eine inselartig isolierte Parkanlage hinter dem mächtigen Landesmuseum beim Hauptbahnhof. Der Platzspitz war tagsüber von flanierenden Pärchen und Familien bevölkert gewesen, nach Einbruch der Dunkelheit vor allem von Männern auf der Suche nach schnellem, anonymem Sex.

Das gesamte Gebiet hinterm Hauptbahnhof galt seit den Zürcher Jugendunruhen, die von Ende Mai 1980 an die Stadt Zürich um den Verstand gebracht und in zwei verfeindete Lager gespalten hatten, als heiss. Auf einem Teil der Fläche des heutigen Carparkplatzes, wo Busreisende in die problematischste Ecke Zürichs entlassen werden, stand das Autonome Jugendzentrum Zürich, kurz AJZ. Eine Tränengasschwade nach der anderen nebelte diesen Teil des Quartiers zu Beginn der achtziger Jahre ein, ein Gummischrottagel folgte dem andern. Container wurden angezündet, Wasserwerfer eingesetzt, Strassensperren errichtet. Es war der Sündenfall der Schweiz, der Abschied vom perfekten Postkartenland. Kein Medium der Welt mochte auf eine Story über das "Paradies in Schwierigkeiten" verzichten.

Das Fazit nach zehn Monaten Unruhen unter der bürgerlichen Stadtregierung: eine Tote durch Selbstopferung, 500 Angeklagte, 1 600 Verhaftete und 70 000 Gummigeschosse von der Polizei verschossen.

Die Lage, gut zehn Jahre danach: Der neunköpfige Stadtrat ist seit anderthalb Jahren rot-grün dominiert. Das Rondell beim Bellevue, wo sich die junge Frau angezündet hatte und wo wochenlang Kerzen und Blumen der Erinnerung hingelegt worden waren, wurde mit einem Café namens "Belcafé" bestückt. Die Prozesslawine ist weitgehend geschmolzen. Das AJZ wurde abgerissen; die Pläne des Stadtrates zur Überbauung des AJZ-Areals mit Wohnblöcken — offenbar gedacht als Beruhigungsspiel für die aufgebrachte

Bürgerschaft — verstauben seither in der Schublade. Wie man hört, wird das Gebiet für den allfälligen Bau der Sihltiefstrasse freigehalten.

Im Kreis 5 war kurzfristig Ruhe eingekehrt, wenn man von den Alkoholikern absieht, die nachts den Limmatplatz mit seinen Bänken und dem Tramwartehäuschen einnahmen. Es folgte der Immobilienboom: Ein Tross von Glücksrittern in privatem oder öffentlichem Auftrag wollte im zentrumsnahen Filetstück, nun hoffnungsfroh "Goldener Westen" geheissen, Geld verdienen. Kolossal waren die Pläne, die ausgedienten Industrieanlagen abzureissen und auch noch am menschenverlassensten Ort ein Einkaufszentrum hier und ein Tageszentrum mit Spitzenrestaurants dort entstehen zu lassen. Der kolossalste Plan, der den Kreis 5 in den Sog der Spekulation gezogen hätte, HB Südwest, sah eine Überbauung der Geleise mit Büros, Schulen, Wohnungen, einem Bahnhof und 1000 Parkplätzen vor. Die Stadt geriet ob dem Brocken, den sie hätte schlucken sollen, in Angst. Für nichts. Der HB Südwest wird kaum je realisiert werden.

Andere Bauten, beispielsweise der Technopark, ein architektonisch ansprechendes Gebäude mit drei schiffartig gegliederten, schlanken Baukörpern und einem Preis von (budgetierten) 150 Millionen Franken, stehen vor dem Bezug und suchen, da schon Tausende von Quadratmetern an Büro- und Gewerberaum im Quartier leer stehen, solvente Mieter.

Und trotz der Rezession, die den Bauschub im Industrieviertel abrupt erlahmen liess, haben die Arbeiten auf dem Areal der früheren Seifensiederei Steinfels begonnen. Errichtet werden das Cinemax, mit zehn Vorführungssälen und total 1550 Sitzplätzen das grösste Multiplexkino der Schweiz, ein Restaurant samt eigener Brauerei, ein Hotel, Büros sowie 151 Wohnungen. Dank der Aufgabe eines Teils der Fabrikanlagen und dem massiven Einzug von Kunstschaffenden, Galerien, Theaterleuten, Film- und Medienschaffenden, Verlagen, Öko- und Politbüros, illegalen Bars, Restaurants und Diskotheken in die frei gewordenen Räume wurde der Kreis 5 zur schicksten Ecke der Stadt. Noch im Dezember letzten Jahres konnte das Reisemagazin "Globo" das Langstrasse-Quartier, zu dem die Kreis 4 und 5 zählen, als Ort der "schrägsten Bars und skurrilsten Einkäufe" anpreisen und jubeln, Zürichs "Lower West Side" — in Anlehnung an die New Yorker Lower East Side — sei "das sehenswerteste, weil lebendigste Quartier".

Und heute? Vom Drogenschuss hat sich der Kreis unwesentlich erholt. Wegen der kühleren Jahreszeit ist die offene Szene (virtuell) kleiner geworden. Die anfängliche Weltuntergangsstimmung hat sich gewandelt; im Quartier formiert sich politischer Widerstand. Mit Aktionen und Eingaben will beispielsweise die Interessengemeinschaft Kreis 5 der drohenden Zersetzung des Landstrichs entgegenwirken und organisiert wöchentliche Quartierrundgänge und Aussprachen zwischen den Betroffenen und interveniert bei den Stadtbehörden gegen die Vernachlässigung der Interessen der Quartierbewohner. Und der rot-grüne Stadtrat versucht, mit der

Aktionswoche "Der Kreis 5 lebt", während der beispielsweise Kinder zum Seifenblasen aufgefordert wurden, den eigenen Sturz vom politischen Balkon zu verhindern. Der Sturz nämlich droht ihm, wenn er das Drogenproblem nicht in den Griff kriegt. Er hat es energisch angepackt und hat sich Ziele gesetzt — etwa die vollständige Entfernung der offenen Szene bis Ende Sommer 1992 —, die er nicht hat einhalten können.

Was war geschehen? Unter dem politischen Druck von bürgerlichen Politikern (auch wenn, wie betont wird, schon früher Pläne zu dessen Räumung bestanden) hatte die rot-grüne Stadtregierung von Zürich beschlossen, die Polizei solle den Platzspitz räumen. Innerhalb weniger Jahre war der kleine Park hinter dem Landesmuseum zum übelsten Imagerträger Zürichs und damit auch der Schweiz geworden. Nicht mehr von Heidi, Swatch und Matterhorn war von Teheran bis Port-au-Prince die Rede, sondern vom "Needle Park" mit seiner verheerenden Ballung an Drogenproblemen. Hunderte von Abhängigen hatten sich in diesem Park täglich den Stoff für den nächsten Schuss gekauft.

Noch im April 1985, lange nach dem Wissen um die Verbreitung der tödlichen Krankheit Aids durch Spritzentausch, hatte der Zürcher Kantonsarzt Gonzague Kistler die Abgabe ungebrauchter Spritzen verboten. Er hatte Ärzten und Apothekern gar den Entzug der Berufsbewilligung angedroht, falls sie sich nicht an das Verbot der Spritzenabgabe halten würden. Diese Fehlleistung wurde erst anderthalb Jahre später zu korrigieren versucht, lange nachdem 300 Zürcher Ärzte gegen den Entscheid des Kantonsarztes protestiert hatten. Und lange nachdem sich eine kaum feststellbare Anzahl Menschen durch Spritzentausch oder Beschaffungsprostitution mit dem HI-Virus angesteckt hatte.

Was war nun die Folge der Platzspitz-Schliessung? Zehn Tage nach der Vergitterung der Zugänge zum Park hatte sich die Drogenszene vom Kreis 1 (zu dem der Platzspitz zählt) in den Kreis 5 verlagert. Sämtliche öffentlichen oder halböffentlichen Einrichtungen für Drogensüchtige, beispielsweise der Tagesraum für Obdachlose, die Kontakt- und Anlaufstelle für Frauen, sogar die gelben und blauen Busse der Aidsbekämpfer Zipp-Aids mussten schliessen oder sich ausserhalb des Quartiers einen neuen Standort suchen. Die Stadtverschönerung war wichtiger als die Angst vor neuen Aidskranken und den Kostenfolgen (eine HIV-Neuinfektion belastet das Gesundheitswesen mit 200 000 bis 300 000 Franken): Die Aidsprävention fiel auf den Stand von 1985 zurück; eine Studie über die Neuinfektionen ist bisher nicht publiziert worden. Die politisch verordnete Repression der Drogenszene durch die Polizei hat nicht dazu geführt, dass die Zahl der Drogenabhängigen oder die Zahl der Drogentoten — 400 bis 500 pro Jahr — zurückgegangen ist. Geschweige denn ist der Aufwand in der von Defiziten geplagten Stadt kleiner geworden. Insgesamt, schätzt die Zeitschrift "NZZ Folio", kostete das Drogenproblem die Stadt Zürich im Jahr 1990, also noch zu Zeiten des Platzspitzes, als weniger

Polizeibeamte eingesetzt werden mussten als heute, den Betrag von 20 Millionen Franken, "nicht mitgerechnet der beträchtliche Verwaltungsaufwand und nicht mitgerechnet die ganzen Fürsorgeleistungen".

Die offene Drogenszene in Zürich, der zeitweilig 2000 bis 3000 Menschen von insgesamt 5000 Süchtigen angehören, ist, trotz der dauernden Vertreibung durch die Polizei, hauptsächlich am Sihlquai im Bereich der Badeanstalt Letten zu finden. Oder bei kälterem Wetter im neuen S-Bahnhof, wo Hunderte von gebrauchten Spritzen auf den Geleisen liegen. Ein kleinerer Teil hat sich über die gesamten Stadt verstreut, vom Hardturm (Kreis 5) über den Helvetiaplatz (Kreis 4) nach Wiedikon (Kreis 3). Wo immer es Freiflächen gibt, kaum genutzte Hinterhöfe, Anlagen oder Parks, werden Spaziergängerinnen und Spaziergänger durch die Anwesenheit von Drogenabhängigen, durch weggeworfene gebrauchte Spritzen erschreckt. Die Zahl der abgegebenen Spritzen, einer der Massstäbe für den Heroin- und teilweise Kokainkonsum, erreicht auch nach der Schliessung des Platzspitzes praktisch unverändert die Anzahl von rund 8000.

Ein neues Phänomen dagegen sind die Folien- oder Heroinraucherinnen und -raucher. Besonders Jüngere, 14-, 15-, 16jährige, inhalieren Heroin, das sie auf einer Aluminiumfolie zum Verdampfen bringen. Heroinrauchen ist einfacher — man braucht das übliche Fixerbesteck wie Spritze, Löffel, Tupfer, Ascorbinsäure zum Auflösen des Heroins und Feuerzeug nicht —, und es birgt die Gefahr einer Übertragung von HI-Viren nicht. Wie viele junge Menschen in der Zeit ihrer Identitätssuche durch das Heroinrauchen in die harte Fixerszene einsteigen, ist kaum zu eruieren. Dass auf offener Strasse ausserhalb der eigentlichen Drogenszene und sogar in vollbesetzten Zugsabteilen Heroin geraucht wird, bestätigt hingegen die Tendenz hierzu als zweifellos ernst zu nehmend.

Da auch die optimistischen unter den Quartierbewohnern nicht mehr auf rasche Besserung hoffen können, machen sich Misstrauen und Frustration breit. Ein paar Beispiele. Der Besitzer einer Galerie am Sihlquai muss jeden Morgen drogenabhängige Menschen verscheuchen, die vor seiner Eingangstüre sitzen. Dann sammelt er im Hof die gebrauchten Kondome ein, die nachts über den neu errichteten Wellblechzaun geworfen worden sind: ein täglicher psychischer Spiessrutenlauf. Ein Trödler muss fast die Taschenlampe mitnehmen, wenn er den Durchgang von seinem Wohnhaus zur Langstrasse nimmt: Am Boden liegen menschliche Exkrememente, weil die sanitären Einrichtungen für Drogenabhängige geschlossen wurden.

In vielen Restaurants werden Junkies nicht mehr bedient; Beizer beklagen Umsatzrückgänge. Für einen Besuch der Toilette muss man einen Schlüssel verlangen und ihn wieder abgeben. Und wenn diese Art von Abwehr nicht möglich ist, beispielsweise im grossen Migros-Restaurant am Limmatplatz, so ist das WC mit blauem Licht durchflutet, damit Fixer die Venen zum setzen einer Spritze nicht finden können. Gestresste Quartierbewohner scheuchen

Drogenabhängige, die sich in der Rampe zu einer Tiefgarage einen Schuss setzen wollen, auch mit dem Sturmgewehr weg. Bänke wurden demontiert, Zugänge zu Hinterhöfen vergittert, Spielplätze mit meterhohem Maschendraht eingezäunt.

Eltern wagen nicht mehr, ihre Kinder zum Spielen in die Hinterhöfe zu schicken, weil sie — häufig zu Recht — befürchten, die Kinder würden blutige Spritzen finden. Auf den Strassen finden sich die Scherben zerborstener Autoscheiben, aufgebrochen von Abhängigen im Beschaffungsstress. Bei Rundgängen durchs Quartier sieht man täglich neue Spuren von Einbrüchen in Supermärkte oder Elektronikgeschäfte. Erwachsene Männer nehmen, statt durch die Langstrasse-Unterführung vom Kreis 4 in den Kreis 5 (oder umgekehrt) zu gehen, den Bus, weil sie nicht auf die Drogendealer treffen wollen, die die Unterführung okkupieren.

Und Aggression macht sich breit unter den Dealern, die ihren lukrativen Markt mit bislang ungekannter Brutalität verteidigen. Dass die überwiegende Mehrheit von ihnen Kosovo-Albaner sind, die auf der mittleren Stufe den Handel kontrollieren (die Kleindealer sind meist süchtige Schweizer), hat zu einer krassen Ablehnung jener ihrer Landsleute geführt, die ihr Auskommen als redliche Bürger verdienen oder aus politischen Gründen auf einen Asylstatus angewiesen sind. Schon äussert sich die Befürchtung, bewaffnete Banden von Drogenhändlern würden das Quartier unter sich aufteilen und Gebiete abstecken, in die sich die Polizei nicht mehr hineinwagt ausser für Razzien. Drogenfachleute schätzen, der Zeitpunkt dafür sei in drei, vier Jahren gekommen, wenn sich in der Drogenpolitik nichts ändern sollte.

Warum aber die politischen Behörden auf allen Entscheidungsebenen das Drogenproblem seit Jahren ignoriert haben, warum sie ihre Verantwortung nicht nach bestem Wissen und Gewissen wahrgenommen haben, warum sie nicht mehr Personal, Geld und Ideen für Aufklärungsprogramme einsetzen, warum sie die Krankheit anderer für ihre Karriere missbrauchen, warum, im Fall des Kreises 5, die Zürcher Stadtbehörden devot und hilflos auf Impulse aus "Bern" warten, das werden sie — zumindest die vom Volk bestimmten Abgeordneten — dereinst ihren Wählerinnen und Wählern erklären müssen.

Was könnte sich ändern? Die ärztlich kontrollierte Abgabe von Heroin ist die raschestmögliche Massnahme, weil sie ohne Änderung des Betäubungsmittelgesetzes umsetzbar ist. Nötig wären allerdings die Ausnahmebewilligung des Bundesamtes für Gesundheitswesen und die Bewilligung des Kantons Zürich. Vor wenigen Wochen hat Innenminister Flavio Cotti, dem das Bundesamt für Gesundheitswesen untersteht, nach langem Hin und Her einen wissenschaftlichen Versuch zugelassen. 250 Schwerstabhängige, Verletzte und sich prostituierende drogensüchtige Frauen sollen im Rahmen eines gesamtschweizerischen Resozialisierungsprogrammes von der Strasse geholt werden. Das ist kaum

mehr als Augenwischerei: Die geschätzte Anzahl an Drogenkonsumentinnen und -konsumenten liegt in der Schweiz bei 20000.

Dank der kontrollierten Abgabe von Rauschmitteln durch Ärzte, Ärztinnen und Apotheken kann einem Teil des illegalen Drogenhandels der Boden entzogen werden, können die drogenabhängigen Menschen gesundheitlich stabilisiert werden, können der Beschaffungsstress der Süchtigen und die daraus resultierende Belastung der Gesellschaft, inklusive Justiz und Gefängnisse, reduziert werden. Die vom Drogenproblem betroffene Gesellschaft lebt schliesslich nicht nur im Kreis 5.

© 2007 René Ammann, Zürich, ammann@zahlenwelt.net. Erstmals erschienen in: Das Magazin, Nr. 48, 27. November 1992.